

11) Die Bauern von Steig.

Roman von Alfred Suggenberger.

Da war meine Behlebigkeit plötzlich weg, ich trat einen Schritt vor und streckte die Zunge nach ihr aus, so weit ich konnte.

Saum war Margritte fort, so stand der Schneider Eng in der Türöffnung. Er machte ein bittererastes Gesicht, sagte aber kein Wort. Mit einer harten Handbewegung befahl er mir, ihm in die Stube zu folgen. Dort angekommen blieb er dicht vor mir stehen. Die Lippen immer noch krampfhaft aufeinandergepreßt, hielt er eine stumme Ansprache an mich, während er unausgesetzt mit dem Zeigefinger der rechten Hand nach der neuen Farbenschachtel hinüberwies. Plötzlich schritt er nach dem Tisch hin, nahm die Schachtel und schmiß sie mit einer gewissen Feierlichkeit in die Ofenecke.

„So. Da hast Du Deine Karriere! Wui.“

Es kam mir vor, wie wenn er alles, auch das Augentrollen und die schreckliche Miene, lange vorher auswendig gelernt hätte.

Er setzte sich nun aufs warme Ofenbänkchen und fing, halb zu sich selber redend, an, über die Armenpflege und besonders über den Zeigerhanß loszuziehen. „So ein Erdäpfelbauch und Schuldentwürger, der nie weiter als vom Miststoch bis zum Brunnen gekommen ist und wieder zurück, so einer soll mir im Erziehen über sein! Einen verschrobeneren Ackerhengst und Hofnarren als den gibt es in der gesamten Eidgenossenschaft nicht, ja man kann getrost noch Deutschland und die ganze Mongolei dazu nehmen. So einen Sternenzähler wird er auch aus Dir fertig bringen, wui! Gratuliere! Und das aller schönste an der Geschichte ist noch, daß ich um das Kostgeld für einen ganzen Monat belurt bin!“

Frau Mite trug den Abendkaffee auf. Der Duft der gerösteten Startoffeln kam wie eine süße betäubende Wolke mit ihr aus der Küche herein. Mit den Schuhspitzen warf sie die in kläglicher Verachtung auf dem Boden umherliegenden Reste der zerbrochenen Farbenschachtel und die Scherben der zierlichen Maltöpfchen beiseite. Sie sagte nichts, aber es war als ob sich während eines Butausbruchs die bösen Worte auf ihren Rippen versteinert hätten. Ich bemerkte auch sehr wohl, daß sie nur zwei Kaffeeäpfchen aufstellte.

Die beiden gingen stillschweigend und mit merkwürdiger Gelassenheit zur Tagesordnung über und fingen zu essen an, als könnten sie sich wirklich nicht erinnern, daß je einmal ein Kostbube neben ihnen gefessen habe.

Während ich ganz verständnislos nach dem leeren Platz am Tisch hinüberschielte, stand plötzlich der Armenpfleger Stöcker in der halbgeöffneten Stubentüre. „Gott g'egnes“, sagte er in boshaft freundlichem Tone, schoß dann aber unversehens wie ein Drache auf mich los und machte sich nun eine wirkliche Arbeit daraus, mich regelrecht durchzubläuen. Zum Heulen brachte er mich indes nicht, obichon es ziemlich hart zuzuging. Als er endlich ermüdet innehielt, nahm ich die Gelegenheit wahr, mich seiner erzieherischen Tätigkeit zu entziehen. „Wart noch Lümmel!“ keuchte er, „ich muß Dir auch noch dem Lehrer seine Ration geben!“ Der Schneider Eng, der mit innigster Gemütsruhe weiter aß, gab so nebenbei der Meinung Ausdruck, daß er sonst diese Methode nicht für die Richtige halte. Dieser Ansicht pflichtete auch ich innerlich bei. Ohne Abschied drückte ich mich hinaus und in meine Kammer hinauf, wo ich bis zum Einschlafen reichlich Zeit hatte, über mein Leben, vergangenes und zukünftiges, nachzudenken.

Wieder im Oberdorf.

„So, jetzt bist Du wieder im Oberdorf, wo Du herkommen bist“, sagte der Zeigerhanß zu mir, als ich das erste mal in seiner niedrigen Stube beim Abendessen saß und ein wenig verschüchtert und in mich gekehrt, aber immerhin mit Erfolg Kaffee und Stockhobermus löffelte. Er sagte es wie zu einem alten Bekannten, und als ich mich jetzt mit einem schon verhoffenden Blick nach ihm umsah, stellte ich zu meinem Erstaunen fest, daß an seinem Gesicht nicht der Bart das Bemerkenswerteste war, den er gewissermaßen wild wachsen ließ,

sondern, daß er überdies zwei merkwürdige Augen besaß, die ganz aus der Tiefe herausblicken konnten. Ich verstand jetzt halb und halb, warum ihn der Schneider Wui einmal einen Studenten genannt hatte.

Seine Frau Esther, von der ich weiter nichts wußte, als daß sie dem Kirchenrädel einmal aus irgendeinem Grund auf der offenen Gasse zwei Maulschellen verabsolgt hatte, eine von der linken Seite und eine von der rechten, ergänzte den von Hanß gesprochenen Satz nach ihrer etwas bestimmteren Weise: „Ja, und wenn's Gottswill ist, nimmts Dich jetzt herun, daß Du nicht noch ganz auf die Fehthalde kommst! Die Freude wirst Du hoffentlich dem Stöcker nicht machen wollen! Ein für allemal braucht der nicht zu sagen, Du seiest an einem verworrenen Tag auf die Welt gekommen! Wenn Deine Mutter nach das Leben hätte, die könnte ihm andere Dinge aufdecken! Ja, daß Du's also weißt: Deiner gestorbenen Mutter haben wir's zu lieb getan, der Hanß und ich, und auch ein wenig der Räther im Wäldi, daß wir mit dem Lehrer und dem Herrn Pfarrer geredet haben und daß Du jetzt nicht in die Rettungsanstalt mußt. Das wäre gerade der rechte Ort für Dich! Wo fast lauter Säulinge sind, da hättest Du erst recht den Teufel (Kest) bekommen. So böse wird der Karren denn doch nicht stehen! Du mußt mir jetzt nur glauben, daß wir es recht meinen mit Dir. Mehr, sage ich nicht.“

„Mit meinem Vater hat man eineweg auch auskommen können“, legte der Hanß noch gelassen ein. Es war mir, wie wenn er mit diesem Wort einen argen Schimpf wieder von meinem Erzeuger genommen hätte. Es kam etwas über mich wie ein bitter-süßes Heimatgefühl. Im ganzen Dorfe, ja auf der ganzen Welt konnte ich nirgends so gut aufgehoben sein, als in diesem alten, eingestemmten Hause und unter der Obhut dieser zwei Menschen. Ich mußte den Ellbogen auf den Tisch hinlegen und mein Gesicht darin verbergen. Eine Weile sah ich so, von unterdrücktem Schluchzen geschüttelt. Da fühlte ich eine Hand auf meinem Scheitel, Frau Esther war hinter meinen Stuhl getreten. „Es ist schon recht. Ich jetzt nur“, sagte sie mit ruhiger Freundlichkeit und ging dann leise hinaus.

Ich nahm mich zusammen, trocknete das Gesicht mit dem Ärmel und war bald wieder ruhig. Es fiel mir ein, daß Frieda, die Tochter des Hauses, mir gegenüber saß und ich schämte mich ein wenig meiner Weichheit. Ich wollte mich überzeugen, ob sie auf mich acht gegeben habe. Sogleich kam wieder das verstoßene Lächeln auf ihre Lippen, das sie schon mit an den Tisch gebracht hatte. Was sie mit dem Lächeln meinte, darüber war ich nicht im Zweifel. Ich hatte sie im vergangenen Herbst, als sie bei Mettauers am Torbrunnen im Taglohn war und dem Torbrunner-Noldi eines Abends helfen mußte, einen Wagen unter Dach zu schieben, mit diesem zusammen im Wagenschopf eingeschlossen, indem ich den äußeren Torriegel vorschob. Dafür hatte sie mich nachher trotz meines Strampelns in den vollen Brunnentrog neben dem Stalleingang gestellt, wobei ich von der Kraft ihrer festen Arme eine große Achtung bekam. Der Schors Schwengeler wollte damals durch das hintere Schopfstor beobachtet haben, wie Noldi der Frieda im halbdunklen Wagenschopf einen Kuß gab, was ich ihm aber nicht glaubte. Nun fing ich an, ernstlich darüber nachzudenken, ob es wohl doch möglich gewesen wäre, daß sich so ein junges, erst wenige Jahre konfirmiertes Mädchen von dem großen Noldi hätte küssen lassen, der mit seinem dichten Schnurrbart schon ganz wie ein Mann ausah und von dem es hieß, daß er der Steffen-Julie ein wenig nachgehe. Wenn Frieda das wußte, war es meiner Meinung nach verwunderlich, daß sie nachher gleichwohl wieder zu Mettauers taglöhnen ging. Ich mußte, während ich noch einmal zu ihr hinüberschielte, immer an den Kuß denken, und ob ihr der Noldi seitdem vielleicht wieder einmal einen gegeben habe. Dabei war ich mir wohl bewußt, daß sich bei Gedanken für einen Kostbuben nicht schickten, jetzt vielleicht am allerwenigsten. Aber ich konnte nichts dafür. Auch dafür nicht, daß ich ganz zu hinterst im Herzen ein kleines Wohlbehagen darüber empfand, jetzt mit so einer artigen munteren Jungfer im gleichen Hause wohnen zu dürfen.

Nach dem Essen ging's mit Hanß in den warmen Stall hinaus, wo er mir im Schein der viereckigen Laterne seine

drei Kühe und zwei Kinder vorstellte, nicht ohne von jedem der Stallbewohner einen kurzen Lebensabriß beizubringen: Namen, Herkommen, Alter, Trächtigkeitdauer, gute und schlechte Eigenschaften, über alles das gab er umständlich Bericht. Auch das muntere Fledkalb, das in einem Verschlage zu hinterst im Stallgang stand, hatte schon seine kleine Geschichte. Es sei just an dem Tage zur Welt gekommen, als er, Ganitz, den Wegrecht-Prozess mit dem Steinli-Nöggel nebenan gewonnen, und er habe ihm den Namen Muderli gegeben, weil Steinli's Advokat so geheissen habe. Das dürfe er wohl, das könne ihm niemand verbieten. Und Steinli's Advokat habe ganz genau gewußt, daß der Nöggel im Unrecht sei. „Von der ersten Woche an habe ich das Kalb jeden Tag einmal auf dem streitigen Hofraum hin- und hergeführt“, berichtete Ganitz mit einem gewissen Behagen weiter. „So etwas bekommt dem jungen Tierchen gut, während im Gegenteil der Kerger dem Nöggel den Appetit verdirbt. Das Wegrecht über Steinli's Hofreite hat meinem Geisteswesen nämlich zu allen und jeden Zeiten zugestanden, und wenn ich es auch leicht entbehren könnte: eine alte Gerechtigkeit kann man sich doch nicht von heute auf morgen abstehlen lassen. Auf's Trösten bin ich etwa gar nicht verfaßten. Aber der Steinli-Nöggel ist ein Mensch, der sich am liebsten damit zu tun macht, daß er den ganzen Tag und halbe Nächte an ungeraden Sachen herumstudiert. Jedes Jahr pflanzt er in seinem kleinen Vorgärtchen Stangenbohnen, er düngt sie dreifach, damit sie ja recht hoch und üppig werden. Glaubst Du, er esse gern Bohnen? Bewahre! Mit Bohnen könnte man ihn vom Tisch vertreiben. Es ist ihm einzig und allein darum zu tun, daß wir den ganzen Sommer durch vom Stubenfenster aus nicht nach der Zeittafel am Kirchturm hinübersehen können. Ja, gib dann nur einmal darauf acht, was der für einen großen Hinterkopf hat! Wenn so ein Mensch nicht Hintergedanken haben muß, dann weiß ich nichts. — Gelt Du, Muderli!“ Er tätschelte dem Kalb den Hals und machte ihm darauf mit den Händen das Strohlager zurecht. Das gehe nicht auf anders, belehrte er mich, denn es habe seinem Namensvetter bereits etwas nachgeahmt: es mache gern seine Luftsprünge und schlage oft mit allen Vieren zugleich aus. Ähnlich habe es der Advokat Muderli beim Reden gemacht: vielleicht eben deshalb, weil er genau wußte, daß der Steinli im Unrecht sei. Item, bei einem Kälbchen sehe man den Nutwillen gern, er sei ein Zeichen der Gesundheit. Bloß daß man da halt nicht mit einer rostigen Gabel kommen dürfe, da könnte leicht etwas Dummes passieren.

(Fortsetzung folgt.)

Es gibt kein Universalgenie.*)

Von Josef Diezgen.

Auch diejenigen, von denen man glauben möchte, daß sie die ganze Bildung ihrer Zeit in sich vereinigten, Aristoteles oder Humboldt, besitzen, wenn ein noch so großes, doch immer nur ein Stückchen der Wissenschaft überhaupt. Ihre Nebenmenschen wissen und können noch unendlich viel, was die einzelnen großen Geister nicht können und wissen.

Wer seinen Sinn auf das allgemeine richtet, kann nicht gar speziell sein. Die Zerstreutheit der Genies und die lustigen Anekdoten darüber sind genug bekannt. Weil eben ihre Gedanken dahin gerichtet sind, wo alltägliche Gedanken nicht verweilen, darum sind und müssen die „Genialen“ im alltäglichen Leben gedankenlos sein.

Das Allgemeine, dem die Tiefsinnigen ihre Aufmerksamkeit schenken, ist immer nur scheinbar ein Universalienes; nur scheinbar kann es ein großes Stück des Universums sein, wie das winzige Präparat, welches der Naturforscher unter das Mikroskop steckt. In der Tat ist es „Speck und „Schwartz von einer Art“. Ob man die Fixsternwelten oder eine Filzlaus zum Objekt seines Studiums macht: ist doch nicht nur das Weltall, sondern auch jedes Partikelnchen davon ein Unendliches; und wer das Unendliche wo anders sucht, ist entweder ein Schwärmer oder ein Pfaff.

Es will das verstanden sein, damit die Windbeutel der vornehmen Welt nicht mehr mit ihrer falschen Bildung imponieren und im Volk die servile Gefinnung fortpflanzen.

Wer ist ein Pfaff, d. h. ein Götzendiener? Antwort: wer irgend ein Stück des Universums für das Universalstückerl ausgibt. — So tut der eine mit dem Holzloz, der andere mit dem Baal und der Dritte mit dem großen Spiritus. Aber Spirit oder Klog, es sind

*) Dieser bisher in Deutschland nicht veröffentlichte Aufsatz Diezgens erschien 1886 in New Yorker „Sozialist“, dem Zentralorgan der Sozialistischen Arbeiterpartei von Nordamerika. Diezgens frische Anschauung und vollständige Darstellung tritt darin auch heute noch — 25 Jahre nach seinem Tode — mit ungeminderter Kraft zutage.

Stücke und das Ganze, das Universalstückerl, ist eben kein Teilstück, sondern der Kommunismus aller Dinge. Der Kommunismus ist die wahre Religion und die wahre Philosophie, und auch die Bildung kann nur in kommunistischer Weise eine allgemeine Bildung sein. Ein Mensch ergänzt den andern, und es kann die Wissenschaft nur durch Verbindung der Spezialitäten eine Gesamtwissenschaft, ein Ganzes werden.

Ein Absolutes ist weder die Wissenschaft noch sonst etwas. Nur der Kosmos ist absolut, das ist der Weltkommunismus oder der Weltzusammenhang.

Wie jedes bestimmte Naturteilchen die Natur der unbestimmten unendlichen Welt an sich hat, so hat jeder Mensch teil an der allgemeinen Menschennatur. Darum kann niemand ein absolutes Genie sein; wohl aber gibt es viele spezielle Genialitäten. Ja, genau besehen, ist jedermann ein Genie. Auch der linksichste Tölpel hat es gar oft kausidisch hinter den Ohren. Der Simpelste ist noch immer kein ganzer Simpel. „Am Baum der Menschheit drängt sich Blüt' an Blüte.“ Damit will durchaus nicht behauptet sein, daß alle Leute „egal seien“. Im Gegenteil sind alle so wenig gleich, daß jeder etwas durchaus Spezielles ist. Alle Menschen sind darin egal, spezielle Talente zu sein.

Damit wird keine Genialität gekränkt, wohl aber die Demokratie auf den Damm gebracht. Die rechte Einsicht in die Dialektik des Besonderen und des Allgemeinen ist das demokratische Evangelium, ist eine Philosophie, deren sich auch die Verächter des philosophischen Gedächtnisses bemächtigen sollen, um endlich den Volksgenies vom Hofspolus, und den Volkstörper vom Stend zu erlösen.

Die Sozialdemokratie ist ein entschiedener Gegner von aller Religion, Philosophie und Staatspolizei — soweit sie selbst Bestand hat. Durch diesen Zwang unterscheiden wir uns merkllich von der unverständigen Verfechterin der Anarchisten, die Mord und Raub predigen. Wir sind Gegner des Staates, soweit derselbe ein Klassenstaat der Zwangsherrschaft ist. Die Polizeiwirtschaft ist mit Stumpf und Stiel auszurotten; doch geht der Polizeihah nicht so übermäßig weit, daß wir die gemeingefährliche Tollheit wollten sich selbst überlassen, daß wir zusehen wollten, wie sie auf öffentlichem Markte sich herumtummelt, zum Skandal aller Vernunft und zum Schaden der Gemeinschaft. Zur Religion und zur Philosophie verhalten wir uns in derselben Weise. Die ungeheuren philosophische Bibliothek von Plato bis Hegel hat nur noch gleichsam einen antiquarischen Wert. Ihre ganze Essenz läßt sich auf wenige Blättchen zusammendrängen. Aber sie hat doch Essenz, eine ewige, welche in die ungebildeten Köpfe so schwer Eingang findet, das weiß der Himmel, wieviel Papier geschrieben werden muß, bevor der kostbare Extrakt im großen Publikum zur völligen Wirkung gelangt.

Schillers Wort: „Meine Religion ist keine Religion aus Religion, gilt vom Staat und auch von der Philosophie und gilt auch vom Glauben an die Universalgenies. Es gibt davon keine im Sinne des Köhlerglaubens und doch gibt es viele solche im verständigen beschränkten Sinne des Wortes. Es gibt Naturen, die unversessener angelegt sind, wie andere; aber weil sie das, sind sie in dieser oder jener Spezialität oder vielmehr überhaupt in der Spezifikation weniger angelegt. Die unversessenen Genies sind also doch Spezialisten und letztere besitzen auch eine unversessene Natur. Demnach liegt die geistige Begabung der Menschen nicht so absolut, nicht so überschwänglich weit auseinander, wie die Phantasten glauben. Jeder Mensch ist ein Genie und darf sich dafür halten, und mögen wir auch besonders verdienstvolle Leute hoch ehren. Nur keine Vergötterung! Absolute Universalgenies sind nicht. Alle sind wir mangelhafte Kreaturen. Der Gerechte sündigt des Tages siebenmal siebenzigmal.“ So oder ähnlich heißt es schon in der Bibel. — Der Wissende ist unwissend und der Unwissende weiß noch etwas. Auf eine Elle mehr oder weniger kann es nicht groß ankommen, weil wir im ellenlosen, im unendlichen Kommunismus leben und weben.

„Aber wir sind ja noch nicht da; wir wollen doch erst noch hin!“ Nein, wir stehen schon wirklich tief im Kommunismus, wollen aber immer noch tiefer hinein. Dazu ist denn ebenso hinderlich, Individuen zu überschätzen, als auch das Individuelle nicht hochschätzen zu wollen.

Unser Ruf: Kein Perionentkultus! sei ohne überschwänglichen Beigeschmack.

Aus Dietzgens Gedankenwelt.

Die Natur.

Die Natur umfaßt alles und ist das All. Verstand und Unverstand, Sein und Nichtsein, alle Widersprüche sind in ihr enthalten. Außer ihr gibt es keine Sprache und Widersprüche. Da sich nur der Menschengenist in Sprachen und Widersprüchen ewig herumtreibt, um ein klares Bild von der Natur zu gewinnen, so hat er an dem unermesslichen Objekt auch eine unermessliche Arbeit.

Die Natur, welche vom menschlichen Verstande in Ost und West, in Süd, Nord und hunderttausend andere namhafte Teile geteilt wird, ist doch zugleich ein ungeteiltes Ganze, von dem sich mit aller Bestimmtheit sagen läßt, daß es ebensowohl unzählige Anfänge und Enden hat, als es andererseits anfangs und endlos und die leibliche Unendlichkeit ist. Es ist sehr bekannt, daß es nichts Neues unter der

Sonne gibt; nichts entsteht, nichts vergeht und dennoch der ewige Wechsel!

Nicht nur Lastbarkeiten sind „Dinge“, auch Sonnenstrahlen und Blumenblüte gehören in diese Kategorie, und Erkenntnisse nicht minder. Aber alle diese „Dinge“ sind nur relative Dinge, insofern sie Eigenschaften des Einen und Absoluten sind, welches das einzige Ding, das „Ding an sich“ ist, einem jeden wohlbekannt unter dem Namen Univerſum oder Kosmos.

Im Univerſum ist jede Gruppe ein Individuum, jedes Individuum eine Gruppe. Die Einerleiheit der Natur ist nicht größer als ihre Mannigfaltigkeit; beide sind unendlich.

Das Wesen der Erkenntnis.

Bevor Kopernikus die Erde sich bewegen und die Sonne stehen sah, mußte er von seinem irdischen Standpunkt abstrahieren. Da nun dem Denkbemögen alle Verhältnisse Gegenstand sind, hat es vor allem zu abstrahieren, um sich selbst rein oder wahr zu erfassen. Da wir alles nur mittels Denken begreifen, müssen wir vor allem absehen, um das reine, das Denken im allgemeinen zu erkennen. Diese Aufgabe war zu schwer, solange sich der Mensch an einen beschränkten Klassenstandpunkt gebunden fand. Erst eine historische Entwicklung, welche so weit fortgeschritten, um die Auflösung der letzten Herr- und Knechtschaft zu erstreben, kann soweit der Vorurteile entbehren, um das Urteil im allgemeinen, das Erkenntnisvermögen, die Kopfsarbeit wahr oder nicht zu erfassen.

Wir suchen und wollen und mögen nichts wissen von der Wahrheit „an sich“, von der „allgemeinen“, „ewigen“, „lauteren“. Wir wollen die spezifizierten, menschliche, zeitliche, geschäftliche, mit dem Ort, Raum und Leib verbundene, mit den besonderen Umständen verknüpfte, hausbundene, materialisierte Wahrheit, die so substantiell ist, daß man sie vor sich auf den Tisch legen, zerschneiden und analysieren, essen und trinken kann.

So innig wie das Gesichtsvermögen mit Licht und Farbe, oder das subjektive Tastvermögen mit der objektiven Tastbarkeit, so innig hängt der erschaffene Geist mit dem Rätsel der Natur zusammen. Ohne verständige Dinge der Außenwelt kann kein Verstand im Innern des Kopfes wirklich sein.

Wie ein Stück Eichenholz die zwieschlächtige Eigenschaft besitzt neben seiner eichenen Spezialnatur nicht nur an der allgemeinen Holznatur, sondern auch an der unendlichen Allgemeinheit der Generalnatur teilzunehmen, so ist auch der Intellekt eine begrenzte Spezialität, welche zugleich die Eigenschaft besitzt, als ein Teil des Univerſums selbst universal zu sein und sich seiner und aller Univerſalität bewußt zu werden. Die unendliche unerbessliche, kosmische Natur steckt im Intellekt, im menschlichen sowohl im tierischen, wie sie im Eichenholz, in allen anderen Hölzern, in allen Stoffen und Kräften steckt. Die weltliche, monistische Natur, welche vergänglich und unvergänglich, begrenzt und unbegrenzt, speziell und generell zugleich ist, befindet sich in allem und alles, befindet sich in dieser Natur — die Erkenntnis oder das Vermögen der Erkenntnis macht davon keine Ausnahme.

Die Naturerscheinungen, die Kinder des Univerſums, nach Klassen, Arten, Familien usw. zu gruppieren, zum Zwecke der Erhellung zweckmäßig gruppieren — das ist die Arbeit der menschlichen Erkenntnis, die Arbeit und Beschaffenheit des erkennenden Menschenkopfes. Erkennen heißt nichts weiter als durch ähnliche Gruppierung, wie sie die Botanik in der Pflanzenwelt, die Zoologie in der Tierwelt aufstellte, ein generelles und zugleich möglichst detailliertes Bild von den Vorgängen und Produktionen des Univerſums zu machen. Daß wir, beschränkte Kinder des Unbeschränkten, unsere Aufgaben nur in beschränkter Weise zustande bringen, ist selbstredend.

Denken ist eine Tätigkeit des Gehirns, wie Sehen eine Tätigkeit der Sinne. Wir nehmen das Denken, den Geist ebenso sinnlich wahr, wie wir den Gang, wie wir Schmerzen, wie wir unsere Gefühle sinnlich wahrnehmen. Das Denken ist uns fühlbar als ein subjektiver Vorgang, als innerlicher Prozeß.

Wie das Gesicht nicht den Baum, sondern nur das Sichtbare des Baumes sieht, so vermag auch das Denkbemögen nicht das Objekt selbst, sondern nur seine erkennbare geistige Seite aufzunehmen. Das Produkt, der Gedanke, ist ein Kind, welches von der Hirnfunktion in Gemeinschaft mit irgendeinem Objekt gezeugt ist.

Ist die Entwicklung des Allgemeinen aus dem Besonderen die generelle Methode, die Art und Weise überhaupt, mit welcher die Vernunft Erkenntnisse fördert, so ist damit die Vernunft vollständig erkannt als die Fähigkeit, dem Besonderen das Allgemeine zu entnehmen.

Mensch und Gesellschaft.

Die Sittlichkeit ist nie so hoch gerühmt, ihr Lob nie so laut gesungen worden, und dennoch waren Ehre, Treue, Keuschheit usw. niemals verkäufliche Dinge in dem Grade, wie sie das heute sind. Unsere Christen behängen sich mit Gold, Seide und Spitzen und schicken Missionäre aus, um die Wilden zu belehren, der Leib sei ein stinkender Wadensack. Diese und hundert andere widerspruchsvolle Dinge basieren auf einer Gesellschaft, die keine Gesellschaft

ist, die kein Bewußtsein, kein Zentralorgan, keinen Kopf und keinen Schwanz hat.

Die Moral ist der summarische Inbegriff der verschiedensten einander widersprechenden sittlichen Gesetze welche den gemeinschaftlichen Zweck haben, die Handlungsweise des Menschen gegen sich und andere derart zu regeln, daß bei der Gegenwart auch die Zukunft, neben dem einen das andere, neben dem Individuum auch die Gattung bedacht sei. Der einzelne Mensch findet sich mangelhaft, unzulänglich, beschränkt. Er bedarf zu seiner Ergänzung des andern, der Gesellschaft, und muß also, um zu leben, leben lassen. Die Rücksichten, welche aus dieser gegenseitigen Bedürftigkeit hervorgehen, sind es, was sich mit einem Worte Moral nennt.

Die in Armut geborene Menschheit konnte sich nur durch die Entwicklung der ökonomischen Produktivkraft aus der natürlichen Knechtschaft heraus, durch die menschliche Sklaverei hindurch zur „freien“ Lohnarbeit emporwinden. Die hochentwickelte Produktivkraft ist es einzig und allein, welche uns heute berechtigt, die kapitalistische Gesellschaft der Lohnarbeit eine böse Knechtschaft zu schelten.

Die Wissenschaft kann die Praxis nicht weiter belehren, als sie ersichtlich von der Praxis belehrt worden ist.

Der Sozialismus.

Die bisherige Menschheit hat sich mittels Klassengegenjagtes entwickelt. Sie ist damit soweit gekommen, daß sie nunmehr sich unmittelbar selbst entwickeln will. Die Klassengegenjagte waren Erscheinungen der Menschheit. Der Arbeiterstand will die Klassengegenjagte aufheben, damit die Menschheit eine Wahrheit sei.

Die Sozialdemokratie lebt im Glauben an den Sieg der Wahrheit, in der Hoffnung auf Erlösung aus materieller und geistiger Knechtschaft, in der Liebe für die Gleichberechtigung der Menschen.

Bewußte, plannäßige Organisation der sozialen Arbeit nennt sich der ersehnte Heiland der neueren Zeit.

Es sind nicht nur Gründe der Barmherzigkeit und Sentimentalität, welche den Sozialismus zum Kampf wider die bürgerliche Lohnarbeit treiben, sondern die veritable Logik, die sogenannte „Logik der Tatsachen“ oder der Weltentwicklungsprozeß, den der Menschenkopf auf seine eigene Art widerspiegelt, ist an dem Punkt angekommen, wo die Arbeitskraft aufhören muß, eine Ware zu sein.

Das sozialistische Bedürfnis nach gerechter, vollstümlicher Verteilung der wirtschaftlichen Produkte verlangt die Demokratie, verlangt die politische Herrschaft des Volkes und drückt nicht die Herrschaft einer Sippe, die mit der Prätension des Geistes nach dem Löwenanteil sanappt. Um diesen amöblichen Eigennutz in vernünftige Schranken zurückweisen zu können, ist es geboten, das Verhältnis des Geistes zur Materie klar zu verstehen. Die Philosophie ist demnach eine ganz nahe Angelegenheit des Arbeiterstandes.

Physische Kraft, materielle Ueberlegenheit war von jeher das Vorrecht der arbeitenden Volksklassen. Mangels geistiger Ausbildung haben sie bisher sich übertölpeln lassen. Die Emanzipation der Arbeiterklasse fordert, daß letztere der Wissenschaft unseres Jahrhunderts sich ganz bemächtigen.

Josef Dietzgen als erzieherische Persönlichkeit.

Wer in Josef Dietzgens Schriften liest, dem wird ein stärkendes Gesundbad zuteil. Er war einer, der die Kunst besaß und aus eigener Kraft erworben hat, sich geistig selbst zu erziehen, und immer ging er darauf aus, sein Handeln mit dem erworbenen Denken und Meinem in lebendigen Einklang zu bringen. Bloßes Wissen war ihm ein totes Gut. Die bis zum Lebensende andauernde Lust, an sich selbst zu arbeiten, hat ihn aber auch zu einem prächtigen Erzieher für andere gemacht. Die Sehnsucht, als Schulmeister der werdenden Jugend sein Tageswert zu tun, war immer stark in ihm und brach besonders stark hervor, als seine Kinder ins Leben hinaustraten. Die Briefe an seinen Sohn, den er nach Amerika schickte, sind ein Gut von dauerndem Wert. Einen geraden Menschen will er aus dem Sohn formen. Er kennt die Gefahren, die dem Wesen des jungen Menschen von innen her drohen, dies sich selbstverlieren nach außen hin, dies Sicheinspinnen, das die gesunde Entwicklung hemmt. An das Leben will er den Sohn herantreiben, den Gegenwartsinn will er ihm erwecken. Die Selbstüberhebung dämmt er ein, die Sentimentalität bekämpft er, vor Strohfleuersammen warnt er, Zielfreude will er einpflanzen. „Der Gedanke, daß es eine Mission hast, muß dir Mut machen“, jagt er einmal. Ein andermal: „Zimmer in der Gegenwart an alle Möglichkeiten der Zukunft denken, aber doch die Gegenwart und dreimal die Gegenwart warm halten.“ An das Wort seiner Mutter auf dem Sterbebett erinnert er: „Sei nur munter, Josef, sei nur munter!“ und nun ruft er dem Sohne mit goldbigem Humor zu: „Nur lustig und

mutig und doch in verständigem Tempo an der Orgel des Lebens weiter gedreht; bedenke, sie ist immerhin ein zartes Instrument!

Dieggens war wie der Stil seiner Schriften, und wer darin liest, erhöht seine hingebende Lust, wenn er sich das Bild des Arbeiterphilosophen gegenwärtig hält. Welch ein Ange! Welche aufglühende Sicherheit des Blicks! Erkennen, Beschließen und Wollen sind hier eins geworden im Ausdruck. Die Einheit dieser drei Jügel wirkt wie das Sinnbild einer freien, hohen Sittlichkeit. Man steht stark unter dem Eindruck, ein Stück herrlicher, in sich gefester Natürlichkeit zu sehen, sagt unwillkürlich: „Dieser Mensch ist echt!“ und hört seine Worte: „Sei klug und ausdauernd!“ und: „Lieben heißt lieben“. Das ist auch die Wirkung gewesen, unter der im Beginn der achtziger Jahre Bruno Wille stand, der als Student von Bonn nach Siegburg, Dieggens Wohnort, herüberkam, um den Philosophen des Proletariats kennen zu lernen. Er hat seine erste Begegnung vor Jahren einmal geschildert und schrieb da:

„Dieggens trat ein und begrüßte mich herzlich. Ein riesenhafter Mann, der mit seiner Körperkraft und jugendlichen Lebendigkeit seine 64 Jahre nicht verriet, obwohl der üppige Vollbart ergaun war. Der erste Blick auf das edle Gesicht genügte, um mir die Ueberzeugung zu verschaffen: das ist ein genialer, edler Mensch. Die großen, feurigen, dunklen Augen erinnerten an bekannte Goethe-Porträts. Auf der schönen Stirn lag eine heitere Philosophenruhe antiken Stils. Mit Männlichkeit vaarte sich der Ausdruck eines weichen, guten Gemüts. Die herzliche Geelligkeit und auch der einschmeichelnde Gesang seiner Sprache kündigten den Rheinländer besten Schlages an. Seine Stimme klang metallisch, etwas nasal. Dieggens kam unmittelbar von der Arbeit aus seiner Werkstätte, und sein freimut fand nichts Bedenkliches darin, dem Besucher in Hemdärmeln entgegenzutreten. So bildete er eine ideale Illustration zu dem Titel seines ersten Buches: „Das Wesen der menschlichen Kopfarbeit. Von einem Handarbeiter“.

Dieggens war ein Optimist. Auch das sagt sein Bildnis. Aber sein Optimismus war ohne Ueberhebung. Bruno Wille meint von ihm: „Er war viel zu sachlich und weise, um jemals imponieren zu wollen.“ Sein dialektisch arbeitender Humor sah die Dinge rund und schloß ihn vor blindem Verrennen und Verkennen. Einmal sagt er: er sei Optimist im Denken, aber Pessimist im Handeln. Damit meinte er seine Ueberzeugung, daß die Bäume nicht von heute auf morgen in den Himmel wachsen könnten. Er sprach als Mitarbeiter sozialistischer Zeitungen und Zeitschriften in Deutschland und Amerika zu Tausenden, aber in vorichtigem Bescheiden rechnete er nur auf ein Mitziehen von Wenigen. Den Wenigen jedoch gab er seine ganze Kraft. Für seines Sohnes geistige Entfaltung plante und schrieb er eine lange Reihe philosophischer Briefe, die ein ganzes Druckbuch füllten. Als er die Briefe über Logik, die er für den Sohn ausarbeitete, auch einer Zeitung zur Veröffentlichung anvertraute, meinte ein Freund in derbreitender Strophä, er werfe seine Perlen den Säuen vor; Dieggens antwortete: solch übermütiger Gedanke komme ihm auch wohl zuweilen in den Sinn, doch gönne er demselben nicht die Zeit, sich festzusetzen. Und dann fügte er die Worte an, die über seiner Gesamtarbeit und unter sein Bild gesetzt und ein Wertwort des kämpfenden Proletariats werden sollten:

„Ich denke immer, der Same muß ausgestreut werden, und wenn pro Mille nur ein Exemplar auf fruchtbaren Boden fällt und Keim erweckt, bin ich für meine Arbeit halbwegs belohnt, die andere Hälfte zahlt mir die Lust an der Sache.“

Kleines feuilleton.

Das Blatt. Sowohl Kälte als Wind setzen ihre Kräfte ein, um das Blatt zum Welken zu bringen, damit sie es dann vom Zweige herabschütteln können.

Das Blatt mußte während des ganzen Sommers auf der Hut vor seinen Feinden sein. Des Nachts kämpfte es gegen den Frost an, und während des Tages rang es mit dem Winde. Das arme Blatt bekam weder Raht noch Ruhe, keinen Augenblick fand es Frieden. Wäre seine Spannkraft nur eine einzige Minute erschlappt, so wäre es sofort losgerissen und zu Boden geschleudert worden.

Wer zuletzt erschöpften sich auch die Kräfte des Blattes, und da erbleichte es und gelbte. Dann ist die Zeit des Herbststurmes gekommen, dieses großen Schachfriseurs, der das Leben zu Tausenden löst. Welcher unbarmerzigem Schadenfreude, welcher fürchterlichen Zerstörungsgier ist er nicht fähig!

Gleich den Wolken des Himmels fliegen die Verfolgten, und der Boden bedeckt sich in dichten Massen mit den Verwundeten und Geschlagenen. Dann stiehet die Bäume nackt und dürr da, und der früher so laubreiche Hain gleicht einer Ruine. Wald kommt der Schnee und begräbt sie alle unter seiner Decke. Da ist dann weder auf den Bäumen noch auf dem Boden auch nur ein einziges Blatt zu sehen. Es ist, als ob sie nie gewesen wären.

Der Sieger glaubt, daß er sie jetzt für alle Ewigkeit bezwungen hat, der starke Sturm brant dabei, ohne Gemüts zu finden.

Die Tage fliehen, und die Monate vergehen. Wieder spricht das Leben auf den Zweigen der Bäume, der Hain duftet wie ebendem, und bald steht der Wald wieder in die grüne Pracht gekleidet da, die einst im Herbst zum Tode verurteilt war.

Und seht, weder die Form noch die Farbe haben die Blätter verloren, nicht einmal weniger als früher sind sie, vielleicht sogar noch mehr.

Weder Frost noch Sturm haben sie vernichtet, und die Tyrannen hatten über sie keine Macht.

Vergilben auch die Blätter, entflieht ihnen das Leben, welken sie und fallen sie zur Erde — so sind sie doch nicht des Todes Raub geworden.

Hygienisches.

Der Film im Dienst der Hygiene. Der hygienischen Aufklärung, die bisher in den Schulen noch nicht in wünschenswerter Weise gepflegt wurde, ist ein mächtiger Bundesgenosse im Film erwachsen. Die Prof. Dr. F. Kempfles in einem Aufsatz der „Amisican“ ausführt, liefert die Kinematographie die seit langem gesuchten Mittel, um die wichtigsten Tatsachen und Forderungen der Gesundheitspflege in volkstümlicher Weise den Schülern aller Kategorien, den jugendlichen Arbeitern und selbst gebildeten Kreisen zu vermitteln. Die ersten Versuche mit solchen hygienischen Filmen, die auf dem Kinologengreß 1912 und dann in Berliner Kinosaal und Jugendvorstellungen vorgeführt wurden, erweckten sich des größten Beifalls und nachwirkenden Interesses und dürfen als glücklich bezeichnet werden. Als Beispiel sei der von Prof. Kempfles und Dr. Mientopf herausgebrachte Zahnpflegefilm angeführt.

„Das Kind erblickt hier u. a. die Bakterien und Spirochaeten der Mundhöhle in lebendem Zustande, wie sie in einer ultramikroskopisch-kinematographischen Aufnahme mit Dunkelstufbeleuchtung sichtbar sind. Daß tägliche mehrmalige Reinigung erforderlich ist, um diese Menge die Gesundheit bedrohender Lebewesen unschädlich zu machen, leuchtet ohne weiteres ein. Der Filmzahnarzt holt eine zweckmäßig gestaltete Zahnbürste herbei und fordert die kleine Patientin auf, ihre Zähne in seiner Gegenwart zu bürsten. Da sie von vorn nach hinten in horizontaler Richtung über sie hinwegstreicht, lehrt er sie, dies zu vermeiden und in einem Kreise von oben nach unten über die Zähne zu bürsten, wodurch erst eine einwandfreie Reinigung gewährleistet ist.“ Ein anderer Film „Schularzt und Schulkreuz“, der als Belehrung in erster Linie für die Mütter bestimmt ist und die Bedeutung der Gymnastik für die Hygiene betont, ist von Prof. Kempfles zusammen mit dem Charlottenburger Schularzt Dr. Borchard geschaffen worden. Neben der eigentlichen Filmhandlung werden hier wichtige Kenntnisse durch die eingehobenen erläuternden Texte vermittelt. Die exakte Ausführung gymnastischer Übungen kann durch kinematographische Vorführungen sehr gut illustriert und vorgemacht werden.

Geographisches.

Der Nutzen der Polarexpeditionen? Diese Frage wirft Roald Amundsen selbst in einem Artikel der „Amerikanisch-Scandinavischen Review“ auf, in dem er seine bevorstehende Nordpol-Expedition erörtert. Sie wird wahrscheinlich fünf Jahre in Anspruch nehmen; doch ist man auf sieben Jahre eingerichtet, falls die Durchführung des Planes erfordert, der darin besteht: sich quer über das Polarbassin treiben zu lassen, vom Beringmeer an der Nähe des Nordpols vorbei und auf der atlantischen Seite des Festlandes wieder hinaus.

Das Gefährliche dieses Unternehmens steht außer Zweifel, und doch hat es seine volle Berechtigung darin, daß es den Kreis der menschlichen Kenntnisse in bedeutender Weise erweitern kann. Man hat die Pole oft mit Recht die beiden Dampfessel der Erde genannt. Das schwerere Wasser drückt in den arktischen Regionen auf das wärmere und darum leichtere Wasser, das aus den Äquatorialbreiten kommt und verursacht damit die Ozeanströmungen, genau wie dieselben Verhältnisse in der Luft die Passatwinde hervorrufen. Das wimmelnde Fischleben im Atlantischen Ozean hängt von der Nahrung ab, die ihm mit Hilfe der Strömungen von den Eisbergen im Norden gebracht wird. Durch Vermischung des nach Norden gehenden warmen Stromes mit den nach Süden gehenden kalten Strömen wird das Fischleben zur Wirklichkeit erweckt; die Fische beginnen zu laichen. Wenn die Polarexpedition, meint Amundsen selbst, kein anderes Resultat erreichte, als das genaue Studium der erwähnten Polarströmungen, ihrer Schnelligkeit und ihrer Richtung wie ihres Tier- und Pflanzenlebens, so ließe sich eine solche Ausbeute mit Recht reich nennen.

Für die meteorologischen Beobachtungen, die einen zweiten Punkt des Planes bilden und bei denen Amundsen die Hilfe des früheren Zeppelinmitarbeiters Prof. Hergesells sich gesichert hat, sollen vier oder mehr meteorologische Stationen (in Alaska, Sibirien, auf Spitzbergen und in Labrador) errichtet werden, mit denen das Expeditionsschiff „Fram“ durch seinen drahtlosen Apparat in telegraphische Verbindung treten kann. Auf diese Weise können alle Beobachtungen von Wind und Wetter gleichzeitig vorgenommen werden und die Luftströmungen des Polargebietes, die den Schlüssel zu den Witterungsverhältnissen auf der ganzen Erde bieten, genauer erforscht werden. Schließlich sollen auch noch magnetische Beobachtungen vorgenommen werden.